

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender

Herausgeber: Nidwaldner Kalender

Band: 158 (2017)

Artikel: Vom Eis gepackt

Autor: Hug, Christian

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1030122>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

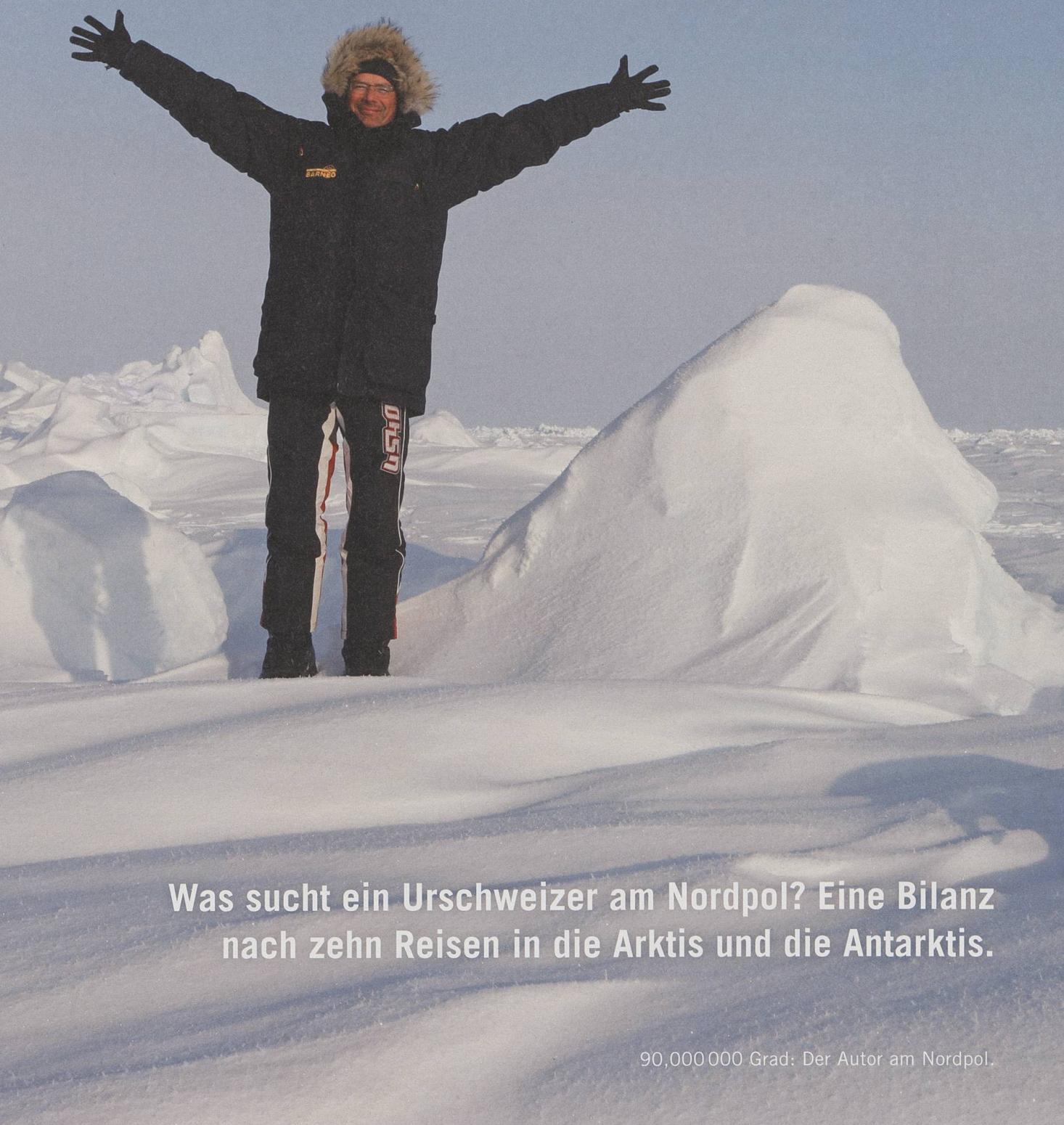
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Eis gepackt



**Was sucht ein Urschweizer am Nordpol? Eine Bilanz
nach zehn Reisen in die Arktis und die Antarktis.**

90,000 000 Grad: Der Autor am Nordpol.

Text Christian Hug
Bilder Heiner Kubny

Grönland kann man ja noch verstehen, irgendwie. Dort leben Menschen, dort gibt es Strassen. In Grönland gibt es Einkaufszentren mit Tomaten aus Spanien und Lammgigot aus Australien in den Regalen, und es scheint so, als würden die Grönländer ein ganz normales Leben führen. Nur die grosskalibrigen Jagdgewehre neben der Erotik-DVD-Auslage irritieren ein bisschen, und beim Spaziergang durchs Dorf ist man schon nach ein paar hundert Metern am Ende der Strasse angelangt. Grönländer liegen uns nahe. Und so zögern wir nicht, ihre schönen bunten Holzhäuser als pittoreske Touristenattraktion zu fotografieren. Wir sind entzückt über die tolpatschigen süßen Husky-Babys und bewundern im Gemeinschaftshaus des Dorfes die Darbietung einer Geister-

beschwörung in Federschmuck und Robbenlederhose. Ach ja: Da treiben auch Eisbrocken in der Bucht, fingerkuppengrosse und Fünfmeterbrocken, die machen sich gut auf dem Foto, wenn man das karg bewachsene Fussballfeld mit den netzfreien Toren in den Vordergrund nimmt. Danach zurück aufs Schiff, Nachtessen, Fotos checken, noch einen Schlummertrunk vielleicht und dann ab in die kleinen Kojen, morgen gehts wieder an Land.

Aber morgen gehen wir aufs Eis. Es ist schwarz vor lauter Staub und ungewöhnlich hart und nass zugleich und knirscht ganz anders als das unsrige, und wer den Blick zum Horizont richtet, sieht da immer nur: Eis. «Sie stehen am Rand einer Eisfläche», erklärt der Reiseleiter, «die viermal so gross ist wie Frankreich und bis zu 3400 Meter hoch, in Volumen ausgedrückt zwei Komma acht fünf Millionen Kubik-Kilometer.» Das klingt extrem imposant, weil wir wissen, wie lange eine



Reise mit dem TGV von Calais nach Marseille dauert. Aber diese Zahlen übersteigen unser Vorstellungsvermögen bei weitem. Wie viel Eis sind 2,85 Mio. km³? Was tun Grönländer den ganzen Tag mit soviel Eis, wenn sie nicht Tomaten kaufen und Erotikfilme schauen?

Irgend etwas muss da dran sein an Grönland, an diesem Eisland, am hohen Norden. Darüber rätseln wir des Abends auf dem Aussendeck des Schiffes, aber da taucht plötzlich ein Wal auf, «ein Grindwal» rufen die einen, «ein Nordkaper» die anderen, das Tier zeigt seine Fluke, es ist wie Flipper im Zoo, nur grösser. Und in freier Natur. Wir sind beeindruckt.

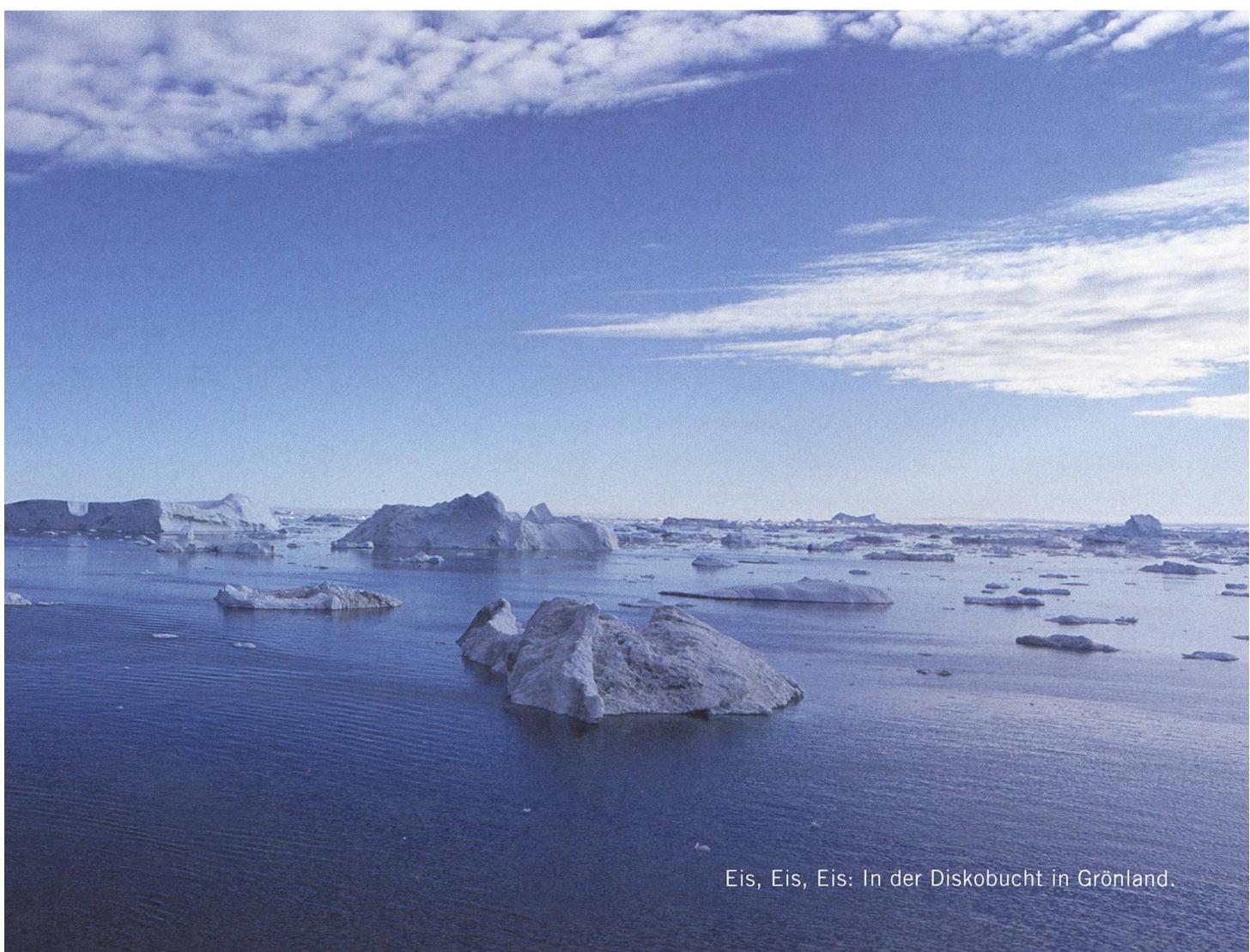
Zu Hause beim Betrachten der vielen Fotos sind wir unverhofft verwirrt: Wir wissen nicht mehr genau, wann wir welches Eis gesehen haben. Und vor allem: Auf den Bildern ist nicht mehr zu erkennen, ob ein Eisblock zehn Meter oder zehn Zentimeter gross war. Es sei denn, jemand steht

daneben. Als Größenvergleich. Aber wenn wir dieses Problem unseren Freunden erklären, sehen die bloss unsere dicken Winterjacken und wundern sich, dass man ausgerechnet in die Kälte fährt, wo doch zu Hause endlich Sommer ist. Die Frage aber lässt uns nicht mehr los: Was geht ab da oben?

Die zweite Phase: Die Zeit auf Spitzbergen

Wir brauchen Antworten. Wir sind bereit für Stufe zwei: Spitzbergen. Eineinhalb Flugstunden von Tromsö ganz oben in Norwegen weiter Richtung Norden. Herrje, ist das kalt hier in diesem Longyearbyen! Und das im Sommer. Und wir sind immer noch rund tausend Kilometer vom Nordpol entfernt.

In Grönland schien wenigstens die Sonne. Aber auf Spitzbergen wird schnell klar: Der Wind ist



Eis, Eis, Eis: In der Diskobucht in Grönland.

gar nicht wütend. Der ist immer so. Und hin und wieder scheint ja auch hier die Sonne. In Longyearbyen gibt es übrigens ebenfalls geteerte Straßen. Auch die sind nur ein paar hundert Meter lang, aber hier enden sie abrupt in der Wildnis mit einem grossen Schild, das vor Eisbären warnt – der Spitzbergen-Fotoklassiker.

Das Schiff nimmt uns mit auf eine Reise um die Insel, die eigentlich ein Archipel ist: Spitsbergen und Svalbard, Lågøya, Kvitøya und Edgeøya und Dutzende winziger Inseln mit lustigen Namen. Da will man gar nicht mehr in die Kabine, zumal es jetzt 24 Stunden hell ist. Stattdessen stehen wir stundenlang auf Deck zuvorderst am Bug und können uns nicht sattsehen.

Hier gibt es Eis, Eis und nochmal Eis. Das Schiff kracht sich seinen Weg durch das gefrorene Meer, vorbei an kantig-schroffen Bergen, die trotzig ihre harten Spitzen aus der Gletscherdecke recken. Wir fahren entlang von Gletscherkanten, und da offenbart sich uns ein nicht endendes Panoptikum von Variationen in Weiss und Blau, von Mustern und Figuren, von Tiefen- und Flächenwirkung. Im Wasser treiben Eisberge gross wie Einfamilienhäuser, hin und wieder dreht sich einer um die eigene Achse. Sogar die Luft fühlt sich eisig an.

Irgendwann beginnt man zu verstehen, was so geheimnisvoll war an den Eis-Fotos von Grönland, warum wir zu Hause auf den Bildern die Grösse der Eisbrocken nicht mehr erkennen konnten: weil es schlicht und einfach keine Rolle spielt. Hier oben, weit nördlich des Polarkreises, befinden wir uns mitten auf einem kalten Meer: Wasser gefriert und schmilzt wieder, und dazwischen kann es als Eis beliebig gross werden. Aber das ist von keinerlei Bedeutung. Irgendwann wird es wieder kleiner, löst sich wieder in Wasser auf und verschwindet, wird wieder eins mit dem Meer. Und ob dieser Prozess einen Tag dauert oder hundert Jahre: Das spielt hier oben überhaupt keine Rolle. Es gibt keine Zeit hier.

In dieser Bedeutungslosigkeit entfaltet sich in immer neuen Facetten die ganze Schönheit von

Wasser und Eis, und in diesen Kreislauf des Werden und Vergehens fügt sich eine immense Tierwelt, die ebenfalls nichts anderes tut, als in ihrer ganzen Schönheit zu werden und zu vergehen. Das klingt fast schon ein bisschen spirituell. Muss es aber nicht. Es reicht zu sagen, dass der Begriff «Wüste», als die die Arktis gilt, ihrem Wesen in keiner Weise nahekommt. Das wird einem klar da oben. Genauso wie uns bald schon klar wird, dass wir zu Hause unseren Freunden niemals einleuchtend werden erklären können, warum es so unglaublich schön ist, stundenlang nur Eis anzusehen.

In dieser kalten Welt entdecken wir auch Eisbärenmütter mit ihren Eisbärenbabys und riesige Felswände voll von Trottel- und Dickschnabellummen. Wir bestaunen die immer grumblig wirkenden Walrosse und wie sie ihre gigantisch dicken Körper übereinanderwälzen. Wir sehen Sattel-, Ringel- und Bartrobben, Dreizehen-, Eis-



und Elfenbeinmöwen, Stern- und Papageientaucher. Polarfüchse. Rentiere. Wale. Die Welt, die für uns Menschen viel zu lebensfeindlich ist, pulsiert vor Leben.

Bei den Eiderenten geschieht gar etwas Ausserirdisches. Beziehungsweise beim Landgang in Ny-Ålesund. Das ist ein kleines Forscherdorf, in dem mehr als ein Dutzend Nationen allerhand Thermo-, Meteo- und Geodaten erfassen, auswerten und nach Hause funken. Im Sommer leben hier 120 Menschen, im Winter sind es nur noch 30. Für die gibt es eine winzige Bar und einen riesigen Schiffsanlegeplatz. Und die nördlichste Poststelle der Welt. Unter den gestelzten Baracken nisten einige der extrem seltenen Eiderenten, ein Polarfuchs schleicht um die Ecken, Küstenseeschwalben picken kleine Fische aus dem Wasser. Vor ein paar Tagen, erzählt ein Forscher aus Indien, habe man eine Barbecue-Party abbrechen müssen, weil ein Eisbär über den Fjord geschwommen

kam und in vollkommen unbeirrter Gelassenheit die Würste vom Grill wegfrass.

Ny-Ålesund also. Schön ist es hier. Bis ein Kreuzfahrt-Schiff anlegt. Ein Megaliner für 2500 Passagiere plus Besatzung, der auf dem Weg von Hamburg nach New York oder Rio oder sonstwo zwischen Karaoke und Casino noch schnell eine Kurve in die Kälte zieht, das macht sich gut im Reiseprospekt. «Sehen Sie Eisbären auf Spitzbergen und schicken Sie Ihren Liebsten eine Postkarte vom nördlichsten Postamt der Welt.» Super. Hunderte Menschen in T-Shirts und Freizeitschuhen fluten die paar Kieswege, posieren für Fotos und sind im Grunde desinteressiert, die meisten gehen gar nicht erst von Bord. «Ach, das sind ja blass Enten.» Den Vogel schießt ein Crew-Mitglied ab, der in einem Eisbärenkostüm den Affen macht.

Eine halbe Stunde später ist das Inferno vorbei, der Kahn legt ab, und tschüss, gottlob. Zurück



Surreale Landschaft: Motorschlittentour auf Spitzbergen.

bleiben wir, eine Reisegruppe von 100 Polarfreunden mit einem vergleichsweise winzigen Schiff. Genau das ist der zentrale Punkt. In die Arktis geht man nicht mit einem Megaliner, sondern mit einem kleinen Schiff mit Eisklasse. Nicht nur, weil sich in einer kleinen Gruppe Gleichgesinnter schnell eine Art verschworene Familiendynamik entwickelt und statt Karaoke-Abende wissenschaftliche Vorträge gehalten werden. Sondern vor allem, weil kleine Schiffe auch in seichten Buchten ankern und wir Besucher mit den Zodiaks leicht übersetzen können. In kleinen Gruppen kann man praktisch überall an Land gehen. Auf grossen Kreuzfahrtschiffen sieht man die Pinguine nur von weitem mit dem Fernrohr – doch mehr dazu später.

Aber da wir grad bei den Pinguinen sind: Warum fressen Eisbären keine Pinguine? Weil Eisbären in der Arktis auf der nördlichen Erdhalbkugel leben und Pinguine in der Antarktis am unteren Ende des Globus. Nur, falls das jemand noch nicht gewusst haben sollte.

Auf unserem kleinen, gemütlichen und mit schlichem Komfort ausgerüsteten Schiff jedenfalls ist der Schock von Ny-Ålesund schnell verdaut. In der Hinlopenstrasse sehen wir um drei Uhr in der Früh bei herrlichem Sonnenschein gleich zwei Eisbärenmütter mit je zwei Eisbärenkindern, sechs auf einen Schlag, eine Sensation, sagen unsere Tourbegleiter. Und diese Schönheit. Und dieses Spektakel: Am zweitletzten Tag werden wir Zeuge, wie eine Schule von Buckelwalen einen Fischschwarm aufmischt. Das geht so: Die Wale tauchen unter den Schwarm, ziehen Kreise um ihre Beute und stossen dabei mächtig Luft aus. Die aufsteigenden Luftblasen bilden eine Barriere, die die Fische nicht zu durchbrechen wagen: Sie sind eingeschlossen, der Tisch ist quasi gedeckt. Nun brauchen die Wale nur noch mit geöffnetem Maul von unten durch den Schwarm zu stossen. Und das sieht sensationell turbulent aus: Immer wieder brechen die Wale, es sind wohl zehn an der Zahl, mit weit aufgerissenen Mäulern

durch die Wasseroberfläche. Die Fische zucken panisch in die Luft, sie japsen um ihr Leben, die Luftblasen blubbern, es sieht aus, als würde das Meer kochen. Dutzende, Hunderte von Vögeln kreisen und kreischen über dem Schwarm und schnappen nach «fliegenden» Fischen. Länger als eine Stunde geht das so, bis sich die Szenerie allmählich beruhigt, die Vögel sich wieder verteilen und die Wale weiter ihres Weges schwimmen, der Fischschwarm ist aufgefressen. Unglaublich, sowas. Das ist eine dieser Szenen, die man allerhöchstens in guten BBC-Filmen zu sehen kriegt und für die die Kameramänner monate-, ja jahrelang auf der Suche sind.

Die polare Welt, das wird jetzt klar, ist für uns so geheimnisvoll, weil sie uns so fern ist. Wir mögen warme Sommertage und sehen in Magazinen und im Fernsehen immer wieder Bilder von Sandwüsten wie der Sahara oder Graswüsten wie der Mongolei, aber auf diesen Bildern sind immer Menschen zu sehen, die dort leben und zu Hause sind. Deshalb kann man Grönland ja noch verstehen, irgendwie. Aber hier in der Eswüste des wirklich hohen Nordens ist der Mensch nur Gast in einer Welt, in der er nur mit hohem technischem Aufwand überleben kann. Diese Welt werden wir nie wirklich begreifen. Aber wer sie mal gesehen hat, will mehr davon. Unsere nördlichste Position auf dieser Reise ist übrigens 80°24'N/18°18'E. Das wird auf Dauer nicht reichen. Weil auf Spitzbergen der Norden noch lange nicht zu Ende ist.

Tief gefroren: Ein Bad am Kap

Und wie kalt ist eigentlich das Meer?

Eine Antwort darauf gibt ein Bad in der Barentssee am Kap Nemezki, dem nördlichsten Punkt des europäischen Teils des russischen Festlands. Es war während eines Abenteuertrips auf Quads ein Jahr später von Murmansk über die Kola-Halbinsel. Ein Reise-Intermezzo sozusagen und ein bisschen hirnrissig, weil der Umwelt nicht gerade

zuträglich. Aber aufregend mit Campieren und Lagerfeuer und so, Kerle-Kram halt.

Die Russen sagen, dass, wer das Kap Nemezki erreicht, auch in der Barentssee baden muss. Ohne Zögern reissen die sich die Kleider vom Leib und hechten ins Wasser, sie jauchzen und schreien wie kleine Kinder, wir auch, das Wasser ist «um den Gefrierpunkt» kalt, ein, maximal zwei Grad. Und sehr viel kälter, als der kleine Finger lang ist, wenn Sie verstehen, was gemeint ist. Man fühlt sich wie ein Eiswürfel. Aber immerhin: Nach der bestandenen Mutprobe gibts Wodka, wie immer bei den Russen, wenn sie irgend etwas vollbracht haben.

Der Fixpunkt: **Neunzig Komma Null**

Wir bleiben bei den Russen. Denn die bieten an, wonach uns jetzt gelüstet: den Nordpol, das höchste aller Arktis-Gefühle.

Jeweils im März, wenn die Polarnacht zu Ende geht und die Eisdecke am härtesten ist, errichten die Russen auf dem 89. Breitengrad für vier bis sechs Wochen ein Zeltlager inmitten der weissen Unendlichkeit, nur wenig mehr als hundert Kilometer vom Nordpol entfernt. Das Camp Barneo, so heisst das Lager, ist pure logistische Gigantomanie: Mi-8-Helikopter aus Surgut, Iljuschin-Transportmaschinen aus Murmansk und Antonov-Flugzeuge aus Longyearbyen stehen dafür wochenlang im Einsatz, und es geht weniger um die Touristen und Forscher, die aus Spitzbergen eingeflogen werden, sondern vielmehr um Politik: Fallschirmjäger der russischen Armee erstellen das Camp und räumen eine Landepiste frei, Duma-Politiker erteilen den Befehl dazu. Damit markieren die Russen vor allem Präsenz.

Denn im Gegensatz zur Antarktis ist die Arktis kein Kontinent, sondern ein Meer mit einer schwimmenden Eisschicht drauf, und das gehört laut internationaler Rechtsprechung allen Menschen dieser Erde. Bloss: Im Boden unter dem arktischen Meer lagern riesige Vorkommen an

Erdöl, Erdgas und wertvollen Mineralien, und wenn die Fördertechnik in einigen Jahren so weit sein wird, diese Schätze aus dem Boden zu holen, wollen natürlich möglichst viele Nationen ein Stück vom grossen Kuchen haben.

Die Arktis ist auch das: eine Art politischer Wilder Westen, in dem sich die beteiligten Grossmächte seit Jahren für das bevorstehende wirtschaftliche Messerwetzen aufrüsten. Im Streiten haben die Nationen bereits viel Erfahrung, denn die Arktis ist auch reich an Fischgründen.

Wir aber wollen nur zum Nordpol. Zuerst: Zürich–Oslo–Langyearbyen. Der Wind treibt heftig Schnee vor sich hin, er zerrt an den Holzverschlägen, wer sich gegen ihn wendet, kann auf der vereisten Strasse schräg stehen wie Skispringer in der Luft. Minus zehn Grad, das sollte man doch aushalten können, aber das geht nicht, weil der Wind alles noch viel kälter macht. Die paar Dutzend Menschen, die in diesem Dorf das ganze Jahr über wohnen und forschen, sagen dem gefühlte Minusgrade. In einem Wort: saukalt.

Aber wir fliegen weiter: Longyearbyen–Camp Barneo, zweieinhalb Stunden über endloses Eis. Minus 25 Grad, der Frühling ist angebrochen, die Sonne zieht 24 Stunden lange Kreise am Himmel. Und Eis, soweit das Auge reicht und noch tausend Kilometer weiter. Nur diesmal nicht zum Ansehen, sondern zum Draufstehen.

Wir fürchten bei jedem Schritt, der bloss zwei Meter dicke «Boden» könnte einbrechen und wir 4300 Meter tief im Meer versinken. Dass zweimal am Tag eine 36 Tonnen schwere Antonov darauf landet, beruhigt zwar das Gehirn, aber nicht den Instinkt. Jeder Schritt ausserhalb des Zeltlagers ist deshalb mit Bedacht gesetzt, vorsichtig und gleichermassen entzückt-entrückt. Denn jedes Mal knirscht und knarrt und klierrt es unter den filzgepolsterten Gummistiefeln bis tief ins Eis, jedes Mal ganz anders, hin und wieder jedoch überhaupt nicht.

Eine Welt ausserhalb der unsrigen: Hier dringt der Klang des Gehens in Tiefen, denen der Mensch

nicht gewachsen ist. Wenn man stehen bleibt, spürt man ganz sanft ein leichtes Ruckeln in den Füßen: Das Eis bewegt sich, die ganze arktische Eiskappe ist in Bewegung, immerzu, unablässig. Alles fliesst. Auch Eis. Das ganze Camp driftet rund zehn Kilometer pro Tag.

Und dann endlich: der Pol. 90,000 000° N auf dem Display des GPS, die magischste aller magischen Polarzahlen. Der rechnerisch konstruierte Punkt, der jahrzehnte-, Jahrhundertelang die Menschen an- und umgetrieben hat. Überall ist Süden. Von hier aus kann man nicht mehr weitergehen, nur noch zurück. Hier steh ich nun und bin: sprachlos. Was soll man denn auch sagen, wenn man am Nordpol steht.

Ein prägendes Erlebnis mit buchstäblichem Seltenheitswert: Seit der Nordpol definiert ist, sind 14'500 Menschen hier gestanden. Das weiss man, weil in Sachen Pole über alles und jeden akribisch Buch geführt wird. Ich bin der 14'500-erste. Stumm verläuft auch der Rückflug. Die minus zehn Grad in Longyearbyen fühlen sich diesmal an wie ein lauer Herbsttag. Sechs Tage unterwegs für eine Stunde Nordpol. Und zum ersten Mal bereitet das Nach-Hause-kommen erhebliche Mühe. Stundenlang laufe ich durch das Dorf, in dem ich lebe, und staune ungläubig: fester Boden – Grün – Menschen – Berge – Geräusche, ausser unter den Füßen. Und immer wieder: fester Boden. Als wär ich noch nie hier gewesen. Es dauert Tage, bis ich richtig zu Hause angekommen bin.

Nochmal Nordpol: Auf dem Eisbrecher

Die lange Ankunft eröffnet eine tiefgreifend neue Dimension des Reisens in den fremden Kosmos der polaren Gebiete: dass nämlich die eigene kleine Welt heftig aufgewirbelt wird und durcheinandergerät und neu geordnet werden muss mit Kopf und Herz und Seele. Das ist aufwendig. Mehr noch: Das ist eine emotionale Achterbahnfahrt. Aber heilsam. Zum Beispiel erhält das

Wissen um das eigene Werden und Vergehen etwas Tröstliches, und das tut gut in unserer Kultur der verpflichtungsfreien Egomanie.

Es erstaunt deshalb nicht, dass sich das Fernweh wieder regt, kaum ist die eigene Welt wieder klein- und heil-definiert. Nur drei Monate später, der Zeitpunkt ist reiner Zufall, eröffnet sich die Möglichkeit, erneut zum Nordpol zu fahren. Diesmal mit dem grössten Eisbrecher der Welt, von Murmansk in der Direttissima.

Was für ein Monster! Die «50 Let Pobedy», was auf Deutsch bedeutungsschwanger «50 Jahre Sieg» bedeutet, pflügt sich mühelos mit 75'000 PS aus zwei 170-Megawatt-Kernreaktoren durch die drei Meter dicke Eisdecke. Das entspricht der Kraft von 150 Porsches Cayenne Turbo. 160 Meter lang, 128 Passagiere, 138 Mann und Frau Besatzung. Es ist diese wild entschlossene Kraft, mit der der Mensch der Arktis beizukommen versucht, die uns auf dieser Reise so fasziniert. Mit 13 Knoten, das sind 20 kmh, pflügt sich das Schiff unbeirrt durch das harte Eis. Knackt Dutzende von Metern lange Risse durch den Panzer, schiebt fussballfeldgroße Trümmer beiseite, mischt drei Meter hohe Brocken auf, die sich wie Wale in Zeitlupe der Schiffswand entlang auftürmen und wieder ins Wasser sinken, ein faszinierendes Schauspiel. Wie eine heiße Klinge durch Butter zieht das Schiff durch die Eisfläche, die uns von Horizont zu Horizont umschliesst.

Und natürlich diskutiert man in der Kombüse auch über den Sinn und Unsinn, zum puren Vergnügen auf einem Atom-Eisbrecher zu reisen. Ausgerechnet jetzt, während die Politiker vieler Länder über den Ausstieg aus der Atomenergie debattieren. Aber hey: Die «50 Let Pobedy» ist eine Working Vessel, ein Arbeitsschiff. In den Wintermonaten macht sie den Weg frei für die Handelsschiffe auf der Nord-Ost-Passage. Und weil es dort im Sommer nichts zu tun gibt, kam ein findiger Unternehmer auf die Idee, das Schiff während dieser paar Wochen für Touristenreisen zum Nordpol zu nutzen.



Viel Schiff: Der Autor vor dem Eisbrecher.

Der Eisbrecher nähert sich dem Höhepunkt. Alle Gäste auf Vorderdeck! Die Crew macht den Champagner bereit. Alle anderen ihre Fotoapparate und Flaggen. Ein Japaner drückt einem Kasachen ein iPad in die Hände, es zeigt 89,973023 Grad Nord, alle schweigen aufgeregt. 89,972730 – wir sind am Punkt vorbeigefahren. Neuer Anlauf. 89,989324. Es ist 21.49 Uhr mitteleuropäische Zeit. 90,000 000! Das Schiffshorn bläst, die Passagiere jubeln, die Crew verteilt Champagner, Umarmungen, Küsse, Gratulationen, «we have reached the North Pole», ruft der Expeditionsleiter aus den Lautsprechern, der Captain hat Präzisionsarbeit geleistet. Und ich möchte rausgehen, vom Schiff hechten, mich auf dem Eis wälzen, das Eis unter den Füßen spüren, nicht das Schiff. Aber das geht nicht. Das Eis ist zu dünn. Vor vier Monaten

war es hier noch minus 30 Grad, jetzt, Anfang August, ist es knapp unter Null, auf dem Eis haben sich grosse Schmelzwasserlachen gebildet.

Der Tag, an dem wir von Bord dürfen, wird deshalb der nächste sein, über 200 Kilometer vom Nordpol entfernt, aber sicher. Die Stunden auf dem Eis werden dann aber zum Fiasko. Oder zum schönsten Tag des Lebens. Je nach Sichtweise.

Draussen ist alles vorbereitet: Die Gäste sind angehalten, zuerst in einen markierten Kreis zu stehen für die völkerverbindende Nordpolzeremonie mit Ansprache des Captains (etwas kitschig, aber berührend). Dann wird ein Metallrohr mit zuvor von den Passagieren beschriebenen Zetteln ebenfalls zeremoniell im Wasser versenkt («eure Wünsche für die Ewigkeit»). Anschliessend darf man sich im Radius von 150 Metern frei bewegen: Wer will,

kann einen Golfball abschlagen (arctic golf mit biologisch abbaubaren Bällen) oder ins kalte Wasser springen (am Seil gesichert), das Schiff am Tau ziehen (fürs Foto) und auf den 15 Tonnen schweren Anker klettern (für weitere Fotos), es gibt Barbecue im Freien (mit Wodka), die Fahnen aller Nationen der Welt wehen im Wind (schöne Geste), und über allem dröhnt fröhliche Party-musik: «I'm Walking On Sunshine», «We Are Going On A Summer Holiday», «Sunshine Reggae». Kurz: wie im Club Med in irgendeinem Touristenghetto, pardon, einer Feriendestination an der Adria. Es ist nicht der Nordpol, und man hätte den Gang aufs Eis auch anders gestalten können. Würdiger. Camp Barneo war besser, intensiver, lehrreicher. Aber so hoch kann das Niveau gar nicht sein, als dass man darauf noch jammern dürfte. Deshalb ist es okay: Irgend etwas muss man schliesslich tun, wenn man schon mal da ist. Immerhin: Auf der Rückfahrt unternehmen wir mehrere

Landgänge auf Franz-Joseph-Land, die Eisbären haben uns wieder. Und am letzten Tag vor der Ankunft im trostlosen Murmansk erneut diese wunderschöne, befriedigende Melancholie der stürmischen See und des Unterwegs-Seins, die noch Wochen nachwirkt.

Logische Fortsetzung:

Die Antarktis ruft

Nun gäbe es noch so viel zu entdecken in der Arktis. In Russland zum Beispiel die beiden Inseln Novaya Zemlya und Severnaya Zemlya, die Neusibirischen Inseln und die schön beblumte Wrangel-Insel, die nur alle paar Jahre von einem Eisbrecher angefahren wird. Ganz im Osten liegt Tschukotka, ein weites, gefrorenes Festland-Gebiet mit spärlicher Inuit-Besiedlung, wo man mit Motorschlitten unterwegs ist. Und die kanadische Arktis, natürlich! Die Baffin-Insel mit der riesigen



Baffin-Bucht, ein Eisbären-Paradies und bei National-Geographic-Fotografen sehr beliebt. Die Königin-Elisabeth-Inseln und die Ellesmere-Insel, die König-Christian-Insel (mir besonders sympathisch) und der ganze nördliche Rand von Alaska, der dann aber zu den Vereinigten Staaten von Amerika zählt. Wir jedoch sind jetzt reif für den Kontinent: die Antarktis auf der südlichen Seite der Erdhalbkugel.

Wissen Sie übrigens, warum die Antarktis Antarktis heisst? Zu der Zeit, als Pythagoras die Schenkel rechtwinkliger Dreiecke quadrierte, wussten die alten Griechen aus Handelsbeziehungen bereits, dass es a) im Norden immer kälter wird und b) dort oben Menschen leben, und schlussfolgerten daraus, dass c) auch im Süden ein kaltes Land existieren müsse. Weil das kalte Land im Norden von ihnen aus gesehen direkt unter dem Sternzeichen des Grossen Bären (griechisch: Arctos) lag, nannten sie es Arktis. Ergo bezeichneten sie das

vermutete gegenüberliegende Land Ant-Arctos. So notierte es jedenfalls der Philosoph Parmenides von Elea 480 Jahre vor Christi Geburt. Damals wusste man noch nicht mal, wo Afrika endet. Nebenbei: Auf diese Schlussfolgerung kam er einzig deshalb, weil für die alten Griechen der Mensch, die Natur und die ganze Welt aus reiner Symmetrie bestanden – ein schöner Gedanke. Und ein hilfreicher dazu. Denn wie wir inzwischen wissen, hat sich Parmenides' Vermutung bewahrheitet.

Allerdings erst Jahrhunderte später, am 16. Februar 1820: Da sah der deutschstämmige russische Seefahrer Fabian von Bellingshausen als erster Mensch das sagenumwobene Land, die Terra australis incognita, mit eigenen Augen. Ein Jahr später setzte der amerikanische Robbenjäger John Davis als erster Mensch seinen Fuss auf das neue Festland, so geht jedenfalls die inoffizielle Kunde, gesichert ist das Erstbetreten durch den



Kalte Heimat: Eselspinguine im Lemaire-Kanal, Antarktische Halbinsel.



Treibendes Eis: Der Wind drückt Eisschollen an der Antarktischen Halbinsel zusammen.

norwegischen Naturforscher Carsten Egeberg Borchgrevink. Auf alle Fälle traten die beiden einen regelrechten Run auf die Antarktis und ihren Südpol los. Bis dann aber wirklich jemand am südlichsten Punkt des südlichen Kontinents ankam, dauerte es noch einmal fast hundert Jahre. Es war der Norweger Roald Amundsen, am 14. Dezember 1911.

Dieser kleine Exkurs in die Entdeckungsgeschichte zeigt: Auch wenn man im hohen Norden nur Grönland verstehen kann, irgendwie, so liegt uns die Arktis trotzdem näher, rein geographisch. Die Ant-Arktis hingegen liegt uns sehr viel ferner, sowohl was die geographische Lage als auch das Verstehen anbelangt.

Mehr Dimensionen: Zeit – und Raum

Was uns aber erst recht dazu anspornt, dorthin zu wollen. Dazu ist erstmal ein langer Interkontinentalflug nötig. Zürich–Buenos Aires und von dort nach Ushuaia, der südlichsten Siedlung der Welt ganz am untersten Zipfel von Südamerika.

Alles hier ist auf Antarktis eingestellt: die Schiffe im Hafen, die Menschen im Ort und die Souvenirs in den Läden. Sogar die Luft atmet den Puls des Südkontinents. Und wir sind ganz aus dem Häuschen vor lauter freudiger Erwartung. Endlich wieder auf See! Endlich wieder unterwegs! Und dann sehen wir: Schafe auf Falkland.

Okay: Wir sehen auf der ehemaligen Kriegsinsel auch unsere ersten freilebenden Pinguine, die seltenen Rockhopper und Magellanpinguine, um genau zu sein, aber das ist bloss Vorspiel, ein Amuse-l'œil.

Denn in der schroff-schönen Wildnis Südgeorgiens offenbart sich uns eine schier unfassbare Fülle pulsierenden Lebens: 200'000 Königspinguine in der Salisbury-Bucht, gar 300'000 in der St Andrews Bay. Es schreit und watschelt und stinkt und schwimmt und frisst und brütet und schläft und drängt und piekt und mausert, alles gleichzeitig, darüber fliegen Skuas auf der Jagd nach kranken Tieren, dazwischen huschen Scheidenschnäbel auf der Suche nach zerbrochenen Eiern, mittendrin schlafen völlig unbirrt See-Elefanten, rundherum markieren Pelzrobben

den Obermacker. Im Reiseprospekt heisst das Fotosafari. Aber wenn man dann drin steht in diesem heftigen Durcheinander und den Mund nicht mehr zukriegt vor lauter Staunen, dann ist es etwas, für das Katalogwörter wie «unvergesslich» oder «überwältigend» bloss unbeholfene Beschreibungsversuche sind.

Es ist dieses immense Gewusel von Leben in einer Umgebung, die so gar nichts mit unserem Dasein in den gemässigten Klimazonen zu tun hat. Da fährt man tagelang auf dem Schiff über das Meer in die Kälte und trifft eine Tierwelt unvorstellbaren Ausmasses an. In der Arktis, oben im hohen Norden, ist das Leben viel verstreuter. Dort sind Eisbären Einzelgänger, Robben eigentlich auch, Walrosse leben in kleinen Kolonien, und das Brutspektakel der Vögel beschränkt sich auf einzelne Felsen. Hier aber sieht man Pinguine zu Tausenden, zu Hunderttausenden inklusive aller Tiere, die sich um die Pinguine ansiedeln. Und wenn man sich dann auch noch vorstellt, dass im Meer rund um die Antarktis gigantische Krillschwärme umherziehen und die Nahrungsgrundlage für das gesamte Tierreich bilden, übersteigt das unser Fassungsvermögen.

Apropos tagelang auf dem Schiff: Im Norden wurde uns klar, dass die Zeit nichts bedeutet. Hier im Süden kommt eine neue Dimension dazu: der Raum. Die Antarktis ist gross. Riesengross. Unglaublich riiiiiesig. Da treibt ein Tafeleisberg von etwa hundert Metern Höhe und mindestens zwei Kilometern Länge an uns vorbei, und er verliert sich trotz seiner Ausmasse bedeutungslos in der Weite des Meeres – unbedacht der Tatsache, dass das, was wir sehen, bloss die berühmte Spitze des Eisberges ist. Ein Expeditionsleiter sagt, dass dieser Eisberg noch mindestens 500 Meter in die Tiefe geht. Ist das zu fassen? Zeit spielt keine Rolle. Raum spielt keine Rolle. Alles wird. Alles ist. Alles vergeht. Und das alles ist ohne irgendwelche Bedeutung. Das ist auch schon das ganze Geheimnis. Beziehungsweise wäre es, wenn wir das Werden, Sein und Vergehen in seiner ganzen Tiefe zu

erfassen imstande wären. Und schon wieder stecken wir mitten in hochphilosophischen Gedanken über uns selbst, während wir mitten hindurch cruisen durch eine Welt, die das veranschaulicht, worüber wir hier gerade nachdenken.

Dabei geschieht etwas Sonderbares. Es hat schon auf den Falklands angefangen: In geschlossenen Räumen wurde mir schwindlig. Das ist bis hierhin noch nichts Aussergewöhnliches, Seefahrer kennen das. Wenn das Schiff unentwegt schaukelt, wir aber auf dem Schiff festen Boden unter den Füssen haben, kehrt sich das Ganze auf dem Festland um: Dann ist die Umgebung fix, dafür wackelt im Kopf.

Sonderbar wurde es dann aber auf der Prion-Insel, einem kleinen Eiland, wo Wanderalbatrosse zum Brüten herkommen. Umweltaktivisten haben zum Schutz der Vögel einen Steg in die Landschaft gebaut, den man als Besucher beim Beobachten nicht verlassen darf. Und just auf diesem Steg wurde mir wieder schwindlig. Einen Schritt ins satte Tuksion-Gras, und der Schwindel hörte schlagartig auf. Einen Schritt zurück auf den Steg, und das Schwindeln setzte wieder ein. Das war geradezu unterhaltsam, quasi ein Kopf-Karussell zum An- und Abknipsen. Das wirklich Schöne und Tröstliche daran war aber: Mitten in dieser grenzenlosen Natur, in der weder Geraden noch Dreiecke und schon gar keine Vierecke existieren, wird alles Geometrische zum Fremdkörper, auf den das eigene Gehirn quasi allergisch reagiert. Dieses Erlebnis verändert zum Beispiel das Betrachten unserer Architektur zu Hause nachhaltig.

Der Geist des Abenteuers: ***Die Eroberung des Unbekannten***

Nun aber endlich, endlich zum Höhepunkt, zum buchstäblich abenteuerlichsten Moment der Reise: das Betreten des Kontinents auf Neko Harbour. Längst ein winzig kleiner Schritt für die Menschheit, aber immer noch ein grosser Schritt

für alle, die ihn wagen: Denn selbst wenn man weiss, dass sich alles bloss im Kopf abspielt, schwingen bei diesem kleinen Hüpfer vom Zodiak aufs Festland all die Mythen und Geschichten um die Eroberung der Terra Australis mit. Von Francis Drake und James Cook, die auf der jahrelangen Suche nach dem unbekannten Südkontinent an ihm vorbeigesegelt sind. Von James Ross und James Weddell, die beide die nach ihnen benannten Eismeere vermessen, aber den Kontinent nie betreten haben. Von den gescheiterten Versuchen des Ernest Shackleton. Und natürlich von Robert Falcon Scott und Roald Amundsen, die sich den ultimativen Wettlauf zum Südpol geliefert haben.

Und nun also wir, nun also ich, der Eroberer. Das Erinnerungsfoto in Siegerpose ist genauso bedeutend wie dasjenige am Nordpol. Gen Himmel gestreckte Arme zwischen Kehlstreifpinguinen. (Zu Hause kriegt das glückselige Grinsen auf mei-

nem Gesicht einen gewissen Unterhaltungswert.) Wäre die Reise von den Russen organisiert, würde ich jetzt den Wodka gleich literweise saufen. Stattdessen umkreisen zwei junge Finnwale in alter Seelenruhe unser Schiff und beäugen neugierig die Besucher aus einer für sie fremden Welt. Wir sind entzückt.

Zugegeben: Es ginge ja noch weiter. Weit mehr als tausend Kilometer bis zum Südpol. Und nochmal mehr als tausend Kilometer darüber hinaus, bis wir an der anderen Seite der Antarktis angelangt wären. Aber wir wollen jetzt nicht gierig werden. Wir haben den Kontinent betreten und die Antarktis zur Terra australis cognita gemacht. Wir haben im Geiste unsre Flaggen in den harten Boden unter dem ewigen Eis gerammt. Und wenn wir Normalsterbliche wirklich bis zum Südpol vorzudringen vorhätten, dann würden die Strapazen trotz aller technischen Hilfsmittel erst anfangen.



Wir geniessen also den Triumph und die Vorzüge unseres technischen Hilfsmittels. Es wurde während der Spitzbergen-Reise deutlich und ist auch hier im Süden von unermesslichem Vorteil: das Reisen mit einem kleinen Schiff. Dank dessen geringem Tiefgang und seiner Wendigkeit können wir fast beliebig in noch so kleine Buchten reinfahren, mit den Zodiaks übersetzen und uns zwischen Pinguinen und Pelzrobben im Schnee wälzen. Auf der Heimfahrt zurück nach Ushuaia erzählt ein Passagier, dass er schon mal in der Antarktis war, auf einem Kreuzfahrtbunker für 2000 Gäste. Man hat ihm damals Pinguine versprochen. Aber die waren zwei Kilometer vom Schiff entfernt. Ein Boot mit Crewmitgliedern ist dann rübergefahren zur Kolonie und hat die Pinguine gefilmt – der Film wurde am Abend im grossen Ballsaal gezeigt. Auf unserem Schiff aber hat jeder von uns Passagieren ein Steinchen von der Arktis mitlaufen lassen als Souvenir. Obwohl

das von Gesetzes wegen streng verboten ist. Also erzählen Sie das bitte nicht weiter. Auf dieser Reise ist auch Igor Amromin wieder mit von der Partie, ein Freund, der schon bei der Quad-Reise durch die Kola-Halbinsel dabei war. Ein Autofreak, der mit seinem Jeep schon ein paarmal die Rally Paris–Dakar gefahren ist. Er lebt seit Jahrzehnten in Belgien, ist aber gebürtiger Russe und entsprechend wortkarg. Stundenlang steht er an der Reeling und staunt stumm aufs Meer hinaus. Irgendwann schaut er mich an und sagt: «Tu sais, c'est ça: la nature.» Ein Satz – die ganze Wahrheit.

Unerwartet:

Absolute Ruhe

Ja, man könnte durchaus ein bisschen spirituell werden angesichts dieser für unseren Verstand nicht fassbaren Wildnis. Meine zweite Reise in die Antarktis begreife ich deshalb durchaus als



Weit, weit weg von unserer Welt: Ciera Cove, Antarktische Halbinsel.

Experiment: vom chilenischen Punta Arenas mit dem Flugzeug zack in zwei Stunden direkt auf die König-Georg-Insel am Rande der Antarktischen Halbinsel und dort umsteigen aufs Schiff. Am Morgen also noch gemütlich frühstücken im Hotel, im Flieger ein paar Nüsse naschen und bereits am Mittag mit Ausblick auf Tafeleisberge nach Pinguinen Ausschau halten.

Es funktioniert nicht. Es geht zu schnell. Der Flug überspringt die Dimensionen von Raum und Zeit, wir könnten in zwei Stunden auch in Madrid sein oder in Prag oder sonst wo, aber immer noch in der Welt, die wir verstehen. Aber nach zwei Stunden Flug in die Antarktis sehen wir keine neue Welt, nur Pinguine als Fotosujets, das kriegt man im Zoo billiger.

Aber ausgerechnet auf dieser Reise überkommt mich ein Moment absoluter Ruhe. Die polaren Gebiete sind nämlich nicht ruhig. Im Gegenteil. Unablässig pfeift der Wind in den Ohren. Wellen überschlagen sich oder stranden oder klatschen an die Schiffswand. Pinguine veranstalten einen Riesenlärm, Sturmvögel schreien. Der Schiffs motor tuckert. Und sogar das Eis knackt und knistert, weil es an der Sonne eingeschlossene Luftblasen freigibt.

Der Moment absoluter Ruhe trifft mich also unerwartet. Ich bin der letzte, der eine Kolonie von Kehlstreifpinguinen verlässt, die hoch oben auf

einem Berg brüten. Auf der windabgelegenen Seite eines Bergkamms, weit genug weg von den Pinguinen und vom Schiff und ganz allein, ist es plötzlich ... still. Und für einen kurzen Moment hört es sogar im Kopf auf zu denken.

Es muss weitergehen. Was nun?

Was nun? Was kommt als nächstes? Der Südpol, aber das ist wie gesagt ziemlich schwierig. Schon fast unmöglich. Der liegt einfach zu weit weg. Aber vielleicht ergibt sich ja mal die Gelegenheit ...

Und ja, die Dunkelheit: Nur zu gerne würde ich mal mit einem Eisbrecher durch die Nord-Ost-Passage fahren, und zwar im Winter, wenn es 24 Stunden lang dunkel ist. Oder die Kaiser pinguine besuchen, die leben ein Stück weit im Inneren der Antarktis.

Die norwegische Regierung sucht seit einiger Zeit verwegene Spinner, die auf Spitzbergen ein ganzes Jahr lang in einer alten Holzhütte leben möchten mit der einzigen Verpflichtung, selber zu jagen. Das wäre auch spannend. Fest steht: Das Verlangen, mehr zu sehen, mehr zu erleben, wird nicht nachlassen. Im Gegenteil.

Und so sicher wie schön ist: Was immer ich in Zukunft tun werde und seit meiner allerersten Reise in die Kälte tue: Ich betrachte meine eigene kleine Welt zu Hause mit anderen Augen.

Christian Hug, 51, ist freischaffender Journalist, Kolumnist, Buchautor und Chefredaktor des Nidwaldner Kalenders. Seit 13 Jahren ist er auch Chefredaktor und Blattmacher von «PolarNews», dem zweimal jährlich erscheinenden Schweizer Magazin über polare Themen. Seine letzte Reise führte ihn zur Wrangel-Insel ganz im Osten des arktischen Russland. www.polarnews.ch.